

J U G E N D

PREIS 60 PFENNIG

MÜNCHEN 1935 / NR. 19



Hannelore

Charlotte Behrend-Corinth

GANNA

VON THADDEA GIDLEWSKA

Keine Wolke stand am Himmel, der sich in klaren Dunkelblau über Land und Meer wölbte. Langsam rollten die Bogen an die Striküste der üppigen Insel, die verwaist im Dzyan lagerte und deren Kreidestellen weißleuchtend aufglühten.

Die malaiischen Bauern waren schon bei aufkeimender Dämmerung auf die Reisfelder gezogen. Jeder Las schritt an der Spitze der Truppe, die auf seinem Hof wohnte. Sie stellten sich in Reihen auf, hatten in der einen Hand einen Holzflab, um die Erde zu lockern, in der anderen die kleinen, hauchzarten Geslinge.

Auf einem Hügel, der über das Land hinauf, soß ein Mädchen und sang das Lied der Anajat. Einfach fielen die Töne ins Weite, rhytmisch reiheten sie sich aneinander, um immer wieder zu kommen, sich im Kreislauf zu paaren. Der Takt des Liedes gebot den Takt der Arbeit. Ohne Lied konnten die Las nicht ausweichen. Ihre Rücken wären in der glühenden Sonne zu bald ermüdet, die Regelmäßigkeit im Anbau wäre zur Untergangsmöglichkeit geworden. Die Ernte hätte dann gelitten.

Ganna sang das Lied des Anbauens, sang von den Göttern, die den Menschen die Frucht bringen, die den Cygan ausbreiten, auf daß der Reis gedeihe. Sie sang von Jugend und Alter, von Liebe und Leid des Malaien; Worte, die seit Jahrhunderten immer dieselben geblieben sind? Keine, die Generationen in ihrer Beständigkeit überdauert haben. Ihre Stimme wollte über die abgezogenen Rücken der Las. Und wieweil sie sich reckten und wieder beugten, so hob und senkte sich auch die Stimme Gannas. — — —

Den heiligen Weg entlang, zwischen den jümpigen Reisfeldern, kam eine Caratella, von einem abgemagerten Gaul gezogen, dahergelockt. Das Dach aus Stroh war zurückgeschlagen und ein vertrockneter Coehoro hieb auf das Pferd ein, dessen Trab aber nicht mehr eiliger werden konnte. Immer wieder versank die Caratella in irgendeiner Grube, dann gab es Fluchen, der Coehoro spuckte die Dornen in seinem Bogen davon, hieb auf das Ross ein: ein Ruck und wieder kam der Wagen hoch.

„Du fährst nicht den Teufel, Coehoro!“

Der dicke Japaner auf der Caratella schlug dem Coehoro mit der Faust in den Rücken. Dieser bäckte sich tiefer, doch seine Augen glühten auf, denn die Malaien haßten keinen tiefer als den Japaner, den sie als blutigenenden Eindringling empfanden.

Tafemura war einer von ihnen; der reichste und mächtigste vielleicht. In Puffen an der Gantt Philips-Bay hatte er die mächtigen Vagabunden streifen. Alles, was die kleine, aber üppige Insel Mallikolo, die südlichste der Torresinsel, an Naturprodukten liefern konnte, das kaufte er zusammen und ließ es in mächtige Schiffe verpacken, die in nördlicher Richtung davondampften. Seine Preise kletterten niemals hinaus; sie sanken immer tiefer. Doch alle Las beugten sich vor ihm, denn er war der ungetrübte König der malaiischen Bauern geworden. In seiner Hand lag künftliches Leben oder Hunger und Not.

„Wiß stehen, Coehoro!“ befahl der Japaner.

Es waren bei dem Hügel vorbeigekommen, auf dem Ganna konerte und sang. Der dicke Japaner blickte starr zu der jungen Malain hinan. Dann winkte er ihr. Doch Ganna wandte den Kopf, warf ihn steif in den Nacken und sang weiter. Über die Felder hoben und senkten sich die braunen Rücken der Las.

„Du weißt, wovon sie ist?“

„Es ist Ganna, Coehor. Die beste Sängerin der Bajasavans.“

„Weshalb kommt sie nicht zur Caratella, wenn ich winke?“

„Sie ist eine Königin, Coehor.“

„Wer hat sie erannt?“

„Die Bajasavans. Weil sie die schönsten Lieder zum Anbau und zur Ernte singt.“

Der Japaner rühte verächtlich den breitfrämpigen Xipa tiefer in die Erden.

„Fahrt weiter, Coehoro!“ befahl er und schlug dem Kutscher wieder mit der Faust in den Rücken. Doch er selbst wandte sich im Wagen um und blickte nach Ganna zurück, so lang er sie sehen konnte.

„Eine Malain ist sie! Const ist sie nichts!“ brummte er.

Und helpend ging es im langamen Trab nach Puffen zurück. — — Es waren bloß zwei Tage vergangen und Mallikolo war in Aufruhr. Die Bajasavans vom nördlichen Teil irrten wie die Bienen herum, die in ihrem Nest aufgeföhrt werden. Kein Haus blieb undurchsucht, keine Anstehlung vergessen, in der nicht Nachfrage gehalten worden war.

Wo ist Ganna?

Aber Nacht war sie verschwunden. Niemand wußte, wohin sie gekommen sein konnte. Des Abends war sie mit dem Las in das Dorf zurückgekehrt. Sie hatte ihnen noch das Abendlied vorgesungen und war dann zu den Strikstätten hinausgewandert. Es war nicht mehr zurückgekommen. Als sie morgens auf die Felder hinausziehen wollten, fehlte sie. Man versuchte es ohne sie. Es ging nicht. Die Rücken strafften sich auf, die Hände warfen die Holzstöcke und Geslinge fort.

Wo ist Ganna?

Zwei Tage später kam in den frühen Nachstunden ein Coehoro zu den Bajasavans.

„Das gelbe Tier — Tafemura — hat sie durch seine Diener am Strand fesseln, knebeln und nach Puffen entführen lassen. Mich hat er geschlagen. Ich verrate ihn; holt sie, sonst wird sie verladen wie die Reisbälle und über das Meer geführt.“

Die Las hielten Krügerat. Sie holten die Bauern aus den Nachbarstädungen herbei. Die ganze Nacht durch. Als der Morgen über das Meer heranzog, wanderten die Allerten nach Puffen. Sie klopfen an das massive Tor der Villa, die sich Tafemura hatte umweit der Hofens bauen lassen.

Man wollte sie nicht vorlassen. Endlich gelang es doch. Sie trafen den dicken Japaner in gelbem Kinowo bei einem der zahlreichen Miniarbeiter, die er im Park hatte anlegen lassen. Er fütterte eben die Goldfische mit Schwimmselberfrüchsen.

„Wie kommen, um Ganna zu holen!“

Der Japaner sah die Malain groß an. Dann hielt er sich den Bauch vor Lachen, fütterte weiter die Fische und warf über die Schulter zurück:

„Ich kenne sie nicht.“

„Coehor, wir können nicht Reis ausweichen, wie können nicht ernten, wir müssen hungern, wenn Ganna nicht wiederkommt.“

„Dann verhungert“, lachte der Japaner wieder zurück. Er verschwand in seiner Villa.

Schweizrad sogen die Bajasavans heim. Und hielten wieder Not. Selten nur fiel ein Wert. Es waren schwere Morgen, es war ganz tiefes Leid, das da erzwogen wurde, um zu einem Plan zusammengegriffen zu werden.

„Ich habe Ganna gefunden!“

Ein junger Mann fruchte in die Hüfte.



Vorstadthäuser

H. Mayrhofer-Passau

„Sie singt in einem Lagerhaus. Das Lied der Ernte. Das Lied der Echnacht. Morgen soll ein Schiff beladen werden. Mit Reisfäden aus diesem Lagerhaus. Sie wird mitkommen.“

Vähnendes Entsetzen warf sich schattenartig auf die Mienen aller. Die Kräfte spannten sich an: Ganna mußte getettet werden. In Puffen ließ sich nicht viel machen; das gelbe Tier würde das Militär zu Hilfe rufen. Echüsse, Verwundete, Kugeln sind stärker als die langen Bambusrohre mit den vergifteten Pfeilspitzen der Las. — — —

Zufällig zeigte sich am nächsten Tag ein Reisdampfer in der Bucht Phillips-Bay. Arbeiter verladen den ganzen langen Tag Reisfäden auf diesem Ungetüm von Stahl. Takemura kam hin und wieder zu den Lagerhäusern um Nachschau zu halten.

„Wo ist Ganna, Seher?“ fragte ihn ein Malaie.

Als Antwort ließ er ihn durch den Hofen peitschen.

So kam die Nacht. — — —

Wie ein dunkler Berg schwamm das Schiff im Hafen. Die Wellen glucksten an die schweren Eisenwände, die sich empervölblten. Kein Licht war an Bord zu sehen. Hin und wieder der Schritt eines Wachtpostens. Und zwischen durch schwamm wie aus weiter Ferne ein Lied aus dem Inneren des Schiffes, drang durch irgendeine Luke ins Freie. Das Lied der Reisausfahrt . . .

Ein Bambusrohr schnellte hoch. Der Haken an dessen Spitze verding sich in der Bordwand. Augenblicksange Stille. Ein Schatten klettert das Bambusrohr hoch, gleitet an Bord. Ihn folgt ein zweites, ein drittes. Einige Dutzend Boote umkreisen lautlos den Dampfer, gleiten an ihn heran. Überall fliegen Bambusrohre hoch; an jeden Kletterer nackte, fehmige Gestalten hoch. Die nackten Füße klatschten aufs Deck.

Ein erschütterter Warnungsruf . . . der Wachtposten rollte wie ein Stein hinter die Lauberge. Ein zweiter am Hinterdeck folgt ihm. Wie Amosjen hüpfen die schwarzen Gestalten über Deck, verschwinden im Koloß, tauschen auf und verschwinden wieder; horchen, woher der Gesang kommt. Lassen sich vorwärts wie in der Wildnis.

„Ganna . . .“

Sie steht an Bord. Einer von den vielen hatte sie gefunden.

Ebenso rasch, als sie gekommen waren, verschwinden sie vom Schiff. Gleiten die Bambusrohre hinab. Ganna mit ihnen.

Als sie der Steilküste zuzudröhen, beleuchtet blutig roter Schein ihren Weg: das Reischiff brennt; ein feuerpeinender Koloß inmitten der Wassermassen.

Die Wasawans geiften in die Nacht hinein. Das Knistern der Reisfäden zerfällt die Nachtsille. Der Eisenbolß brennt aus. — — —

Am Hügel zwischen den Feldern lauert Ganna und singt das Lied des Anbaues. Die Rücken der Las heben und senken sich; sie versinken die Geflinge in die feuchte, sattwarne Erde.

Eine Garatella helpert den Weg entlang. Ein dicker Japaneer schiebt den breitkämpfigen Akpa aus der Enten ins Gerick zurück und glißt den Hügel empor.

„Wer ist die Brat dort oben?“ fragt er den Cohero und schlägt ihm die Faust in den Rücken.

„Ganna, Seher, die ungekrönte Königin der Wasawans.“

„Fahr zum Teufel, du Hund!“ brüllt der Japaneer auf und der Cohero schlägt in das Pferd ein, daß es wie wild davonhegt. — — —

Takemura soll durch das Ausbrennen des Reisdampfers sein halbes Vermögen verloren haben.



Im Schwarzwald

Reinhold Nägele

DER WILLEM

Von Karl Kurt Woller

Wir nannten ihn „Willem“. Mit vollem Recht.

In Wirklichkeit hieß er Doktor Zacharias Janbush und war Junggeselle. Er wirkte als Professor für Deutsch und Französisch am Gymnasium zu D., in das mich meine Eltern schickten. Sein wirklicher Name war aber im Lauf der Jahrzehnte fast in Vergessenheit geraten.

Den Epitheten hatte er sich selbst verschafft. Dadurch, daß er sich bei dem Disput über einen offensichtlich fiktiven zu dem fiktiven Ergebnis verließ: „Wenn das nit so is, dann will ich ‚Willem‘ heißen!“ Es war aber nicht so.

Enidien nannten ihn alle „Willem“; Schüler wie Lehrer. Und er hatte nichts dagegen, denn er hielt Wort.

Er war Gründer einer eigenen Wandervogelgruppe und verehete Richard Wagner abgöttisch. Er besaß eine Sammlung von ausgeschnittenen Zeichnungen aus Zeitschriften, in denen Wagner karikiert war, und er hatte sie färblich auf große Kartons geliebt. Schülern, mit denen er vertraut stand, zeigte er sie mitunter. Er stand mit allen Schülern vertraut. Und durfte jeden; sogar die Primaner. Der Willem hatte seltsame Überläufe und

sprach ein merkwürdiges Deutsch. Man erzählte sich, er habe in seiner Jugend zur Bühne gewollt. Er pflegte auch niemals „Guten Tag“ zu wünschen, sondern stets „Grüß Gott“, was in unserer Gegend auffiel. Er wollte ursprünglich sein, wie die alten Germanen. Aus diesem Grund trug er ständig kurze Hosen. Auch zu den Schulfeiern, 1914, bei den Siegesfeiern, fand es der Lehrerrat auf einmal unpassend. Bei Lüttich hatte man ihn verhaftet. Bei Antwerpen erschien der Willem endlich in langen. Das war es, was uns Schülern die Feier unvorgefähr machte. Man sah dem Willem an, wie wenig wohl er sich darin fühlte. Später kam er wieder im gewohnten Anzug. Und man hatte nichts mehr dagegen.

Allgemein galt er als großer Tierfreund, weil er sich Schlangen, Kaninchen, Fische und Eidechsen hielt. Er spielte auch Klavier, aber nur Wagner. Die Tiere waren ihm jedoch keineswegs Selbstzweck, obwohl ihre Erziehung nicht geringe Mühe verursachte. Die Klassen, in denen der Willem unterrichtete, mußten zur Verbreitung der Fische und Eidechsen beitragen. Jede gefangene Fliege wurde abgeleiert. Der Willem bezahlte alles nach festem Tarif: Eine Stubenfliege zwei Pfennig, eine Schmeißfliege — je nach Größe — drei bis

vier, ein Heuschreck fünf Pfennig. Mein Nebenmann, der einmal einen Kasten mit toten Mastkäse brachte, erhielt einen schriftlichen Ladel „wegen vorlauten Benehmens“. Joh selbst hatte in Deutsch nie besondere Noten, weil nie das Fliegenfangen zuviel Mühe machte. Bis ich auf den Gedanken kam, für die Verpflegung der Kaninchen zu sorgen, und es klappte wirklich. Unser Naturkundelehrer konnte sich nie erklären, wohin die Mäuse aus der Botanikstunde verschwanden.

Die Fische, Eidechsen und Kaninchen zog der Willem liebevoll auf. Er war ein großer Tierfreund. Wenn sie groß waren, fütterte er seine Schlangen damit. Die Schlangen aber hielt er sich ausschließlich als Spielzeug für seinen Affen. Ja, der Willem besaß einen richtigen Affen, namens Zampa. Ursprünglich waren es zwei gewesen, die ihn ein befeindeter Kapitän geschenkt hatte. Rocky, der kleinere, war aber zu Beginn des Krieges an Lungenerkrankung erkrankt und der Willem hatte ihn in seinen Garten nach eigenem Entwurf ein mattsches Obadmal setzen lassen, auf dem die in Gold ausgelegten Worte standen: „Du warst so jung und starkst so früh. Wer dich gekannt, vergißt dich nie!“ An heißen Sommerabenden pflegte der Willem

sie zu sitzen und unsere deutschen Auffätze zu fertigen.

Jampa, der ältere Affe, aber geüb.

„Ihm zuliebe tat der Willen alles. Er ließ sich die Haare lang wachsen, damit der Affe einen Halt habe, wenn er ihn auf der Schulter durch die Straßen trug. Im Stadtpark durfte der Jampa dann auf die hohen Bäume klettern. Der Willen aber stand geduldig unten und las Bücher. Stundenlang ...“

Außer dem Affen hielt sich der Willen eine Haushälterin mit Namen Käthe. Der Affe und die Haushälterin tratschierten ihn.

In der Frühe mußte sich der Willen seinen Kaffee selbst kochen — das heißt Kaffee, dieses „ausländische Zeug“ trank er nicht, sondern bevorzugte eine undefinierbare Mischung namens „Zyphabu“ (die Bezeichnung ist mir unverständlich, weil sie der Willen ständig propagierte). Das Käthe, ein dickes Pfälzer Bauerntöchterchen, stand nie vor zehn Uhr auf.

Jeder andere hätte diese Haushälterin zum Teufel gejagt; der Willen ließ nichts auf sie kommen. Erst viel später — durch reinen Zufall — erfuhr man, welche Verzüge das Mädchen unergründlich machten. Zeit dem Tod des ersten Affen bejahte sich nämlich der Willen mit Espionismus. Er verkehrte mit den Geistes von allen möglichen Personen; und das gelang ihm nur auf dem trübschen Weg über das Käthe. Sie war ihm für den Kontakt unentbehrlich geworden. Ebenso unentbehrlich wie sein Affe Jampa.

Man kann sich also denken, in welcher schwebende Lage der Willen geriet, als ihm das Käthe eines Abends mit verbundnen Kopf entgegenfuhr: „Ich oder der Aff, einer von uns is zuviel!“ Während ihres Nachmittags-schlafes hatte ihr nämlich der Affe — aus irgendeinem rätselhaften Trieben heraus — einen Teil der Kopfschmuck abgestreift, ehe die Erwachte auch nur halbwegs zur Besinnung gekommen war. Jetzt wollte sie unter keinen Umständen mehr mit dem Affen unter einem Dach schlafen. Sie blieb unerbittlich.

Das mochte dem Willen viel Schmerz verursachen haben, bis er sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, sich von seinem Affen zu trennen. Es war im zweiten Kriegsjahr. Und er brachte seinen Liebling in den Tierpark der nächsten Großstadt, die in einer guten Seehafenstadt zu erreichen war. Hier gab er den Jampa, etwas mühsam, in Pension.

In den folgenden Tagen hatten wir viel schülteste Stunden. Denn der Willen war

dauernd unterwegs; zwischen Geistesbeschwörungen jubans und Affenbesuchen im Tierpark. Schließlich erhob der Lehrere Entschluß. Und nun einigte sich: Der Deutschunterricht am Sonnabend wurde verlegt. Diesen Tag konnte der Willen ganz seinem Jampa widmen. Er fuhr dann regelmäßig schwer bepackt mit Rucksack und Körben fort. Alle in jener Zeit raren Lebensmittel, die er von der letzten Verwandschaft des Käthechen bezog, beachte er seinen Affen. „Er erkennt mich immer schon von weitem“, erzählte uns der Willen stolz zwischen der Lektüre des Nibelungenliedes, das wir im Urtext lasen. „Ihr habt keine Ahnung, was das für eine Freude hat ...“ — Böse Jungen behaupteten aber, das Tier habe seinem Herrn einmal, als er ohne Futter kam, verächtlich den Rücken gegeben.

Dies Verhältnis wäre ungetrübt weiter

Der Bach

*Aus des Weibers Ueberfluß
Nimmt der Bach die Welle,
Und zu brausendem Erguß
Kommt er im Gefälle.*

*Unten durch Geröll und Sand
Gängelt er gelassen,
Strauch, Gestrüpp und Widerstand
Sperrt ihm bald die Gassen.*

*Schlangenbergig wird sein Gang,
Das Geplätscher leise,
Unterm Tannenüberhang
Irrt er fast im Kreise.*

*Aber das Gelände sinkt,
Offen stehn die Tore,
Wiese grünt und Hügel winkt:
Blühende Empore.*

*Wachsend wird er tief und breit,
Brücken quert er, Stege,
Dörfer geht das Geleit,
Pappeln auch am Wege.*

*Freudig mit gestauter Kraft
Lehrt er Mühlen singen —
Und der Kräfte Leidenschaft
Will noch mehr vollbringen.*

*Aber seine rasche Bahn
Muß ein Ende finden,
Ruhig schwebt der Fluß heran,
Ihn zu überwinden.*

Georg Schwarz

verlaufen, wenn nicht der Krieg auch hier flüchtig eingegriffen hätte. Im Winter ließ sich auf achtzehn, als die Not jede Grenze überschritt, mußte der Tierpark aufgelöst werden. Der Willen, dem ein Schüler die Schredensnachricht verkündete, brach sofort den Unterricht ab und reiste los. Er sah auf der ganzen Fahrt Orselbilder vor sich, wie sein Jampa gebirgt und verpackt wurde, gleichsam man es mit den Elefanten getan hätte. Seine Angst war unbefriedigt. Am Abend konnte er mit dem Affen auf der Schulter trümpelnd heimkehren.

Aber der Willen hatte in seiner Aufregung das Käthechen vergessen. Sie zeigte sich auch jetzt noch unerbittlich: „Ich oder der Aff!“ Sie lieh sich gar anständig, ihre Koffer zu packen, schien der Willen nun äußersten entschlossen. Er trug den Jampa zum nächsten Zahnarzt und ließ seinem Liebling achtundzwanzig sämtliche Zähne ausziehen. Mit diesem Opfer gab sich die Haushälterin zufrieden.

Aber der Jampa wurde es nicht mehr. Er kranzte und nahm kaum noch Nahrung zu sich, obwohl ihm der Willen jeden Bissen vorsetzte. Der Affe lebte noch einige Monate mühsam dahin. Dann starb er.

Kürzlich erfuhr ich, daß sich der Willen ganz von der Schule zurückgezogen habe. Er säße jetzt immer allein jubans und befände sich also in der besten Gesellschaft, habe er zu einem früheren Schüler gedeutet.

Er redet häufig mit Gestern und die Leute nennen ihn immer noch „Willen“. Mit vollen Necht ...

Das Hemd des Sultans

Der Sultan von Caracmak auf Berner hat kürzlich aus London sein Hemd zurückbekommen. Es ist das kostbarste Hemd der Welt, denn es soll einst das Hemd des Propheten Mohammed gewesen sein; der gesamte Text des Korans ist auf dem Hemde niedergeschrieben.

Die Wäscherinnen von Caracmak ärgern sich, daß sie das Hemd nie unter die Hände kriegen. „Möchte wissen, was des Sultans Lieblingsfrauen zu etwas sagen!“ schimpft es beim Waschen durcheinander, „so 'n Hemd ist doch zu nichts nütze!“

Aber da läßt die schöne Jungfrau Nuvajiva ihre Wäsche sinken und trümpelt vor sich hin: „Ich denk' mir oft — wenn der Sultan bei seinen Lieblingsfrauen weilte, dann wüde er das Hemd hochheben und ihnen aus dem Koran vorlesen.“

HEIMKEHR

Von Paul Weber-Kirch

*Liebe waltet in dem Raum,
Hat ihn still in sich geweitet,
Tisch gedeckt und Stuhl bereitet,
Sanft geglättet Tuch und Saum.*

*Wartend lauscht sie nah dem Fenster,
Mutter mit dem Sohn, dem Kinde;
Blumen blühen noch im Fenster,
Ernte reist herein im Winde.*

*Müde kehrt der Vater heim —
Wort und Blicke, die sich finden,
Wandelt Mensch und Mahl und mündend
In der Stille ewigen Reim.*

NATUR UND TECHNIK

Auf der Post in Hofen sollten Bäder eingerichtet werden. Es versteht sich, daß der Besitzer mit der Zeit geben mußte. Nachdem eine Garage gebaut wurde und das Hausgeld mit der Hofarbeitsgesellschaft: „Gasthaus zur Post, ausgeübt von Martin Schallhammer“ durch die emallierten Blechbüchslaben „Hofel Post“ ausgewechselt war, ging man daran, es den Sommer- und Wintergärten noch bequemer zu machen, indem man das Nebenzimmer in einen Speisesaal umbaute, die Fremdenkammer überholte und eben neuerdings die Aufstellung von Badewannen ins Auge faßte. Eine bekannte Firma aus der Hauptstadt wurde mit der Arbeit beauftragt und sie entsandte zunächst einen jungen Ingenieur, der tagelang mit Holzstock, Papier und Bleistift die Mauern ausmaß und Pläne entwarf, denn die „Post“ war ein uraltes Gemäuer und gültige Baugrunderisse waren nicht vorhanden.

Der blutjunge Ingenieur, der gerade von der Schule entlassen war, setzte einen Feuerstein an sein Werk, diese Aufnahme war seine erste größere und selbständige Arbeit bei der Firma und von dem guten Erfolg hing natürlich viel für seine Laufbahn ab.

Als dann nach Wochen das Hämmern im Hause, die Mauerdurchbrüche und dergleichen ihr Ende hatten, als die Röhren verlegt, der Heizkessel aufgestellt, der Boiler, aufgehängt und überhaupt alles Notwendige seinen Platz hatte, wurde ein Probeheizen vorgenommen, und da dann das erste Heißwasser aus den Nickerlähnen sprudelte, war der Besitzer mit dem Werk zufrieden und der Techniker jubt mit den Arbeitern nach Hause mit dem Gefühl eines Siegers.

Weder dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Schon nach einer Woche kam ein Schreiben an die Firma, daß sich bei der Wasserheizung ein Mangel herausgestellt hätte, irgendein Ephegefäß, das oben unter dem

Dach in einer Dienstbetenkammer abgehängt war, Kopfe und Gebe besonders des Nachts schlackartige Gerüche von sich. In Hinblick auf die Garantie für tadelloses Funktionieren schiene also die Entsendung eines Monteurs geboten, umgehend, gezeichnet: Schallhammer.

Man schickte den jungen Ingenieur gleich selber wieder. In Anbetracht seiner etwas angeregteren Bewußtseinsläufe er sich mit einer verbesserten Wat auf die Anlage, schraubte hier, drehte dort, öffnete, entleerte, füllte, untersuchte Ventile und Säbne. Schließlich kam er zu dem Ergebnis, daß eine längere Leitung isoliert werden mußte, sonst hört das Klopfen nie auf.

Wer dann die Kosten bezahlt?

Der Wirt natürlich!

Er freilich! Er, der Ingenieur, wäre ja ein ganz Schläuer. Jetzt blieb es, die Anlage käme auf fünfzehn Mark und hinterher würden dann Nachforderungen gestellt. Ausgeschlossen, und wenn die Isolierung nicht kostenlos gemacht würde, dann müßte man sich halt anderweitig zu seinen Rechten verstehen. . .

Diesmal sog der junge Techniker nicht so siegesgewiß von Schauplatz seiner Taten. Einen unzufriedenen Kunden, oder einen unzufriedenen Chef: eines von beiden mußte er auf alle Fälle auf sich nehmen, und das war umangenehm genug.

Doch der Chef war kein heutiger Hase mehr. Durch die vielen hundert Anlagen, die seine Firma im Laufe der Jahre gebaut hatte, wußte er aus Erfahrung, daß Kleinigkeiten, wie die vorgefallene, nicht selten sind, freilich, man will einen jungen Fachkollegen nicht gleich vor den Kopf stoßen, aber da ist der Monteur Wendt, der soll halt in Gottes Namen nach Hofen hinauffahren, der hat geradezu einen Riecher für solche Fälle und der Herr Ingenieur soll sich nichts weiter denken dabei.

Tatsächlich lebete nach ein paar Tagen der Monteur Wendt von seiner Reise zurück mit der Kunde, daß da eine Kleinigkeit war, doch aber nummehr Zufriedenheit auf der ganzen Linie herrsche, und in seinem Wochenzettel schrieb er: „Hofen, eine Reiser bust.“

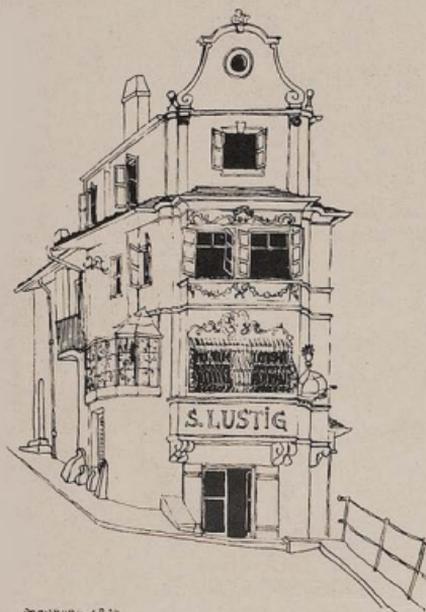
Diese Angelegenheit hätte kein Nachspiel mehr gehabt, wenn nicht der junge Techniker ein sehr ehrsüchtiger Mensch gewesen wäre. Als er nämlich nach Monaten einmal in der Nähe von Hofen zu tun hatte, besuchte er die „Post“ und äußerte den Wunsch, die nummehr zur Zufriedenheit arbeitende Anlage besichtigen zu dürfen. Und zu seinem maßlosen Erstaunen machte er die Feststellung, daß das Gefäß in der Kammer oben unter dem Dach noch genau so lustig schlägt wie seinerzeit.

In der Kammer schlief das Reffel, das Zimmermöbchen, und die stellte der Herr Ingenieur zur Rede.

Und das Reffel sagte, daß der Monteur damals ein so netter Mensch gewesen wäre und da könnte sie auch nicht so sein, und dann erwiderte das Reffel hold.

Zu Hause stellte der Herr Ingenieur den Monteur Wendt zur Rede. Und der Wendt zwinkerte mit den Augen und meinte, das Teufelsbrot sollte schlafen bei der Nacht und nicht auf den Wasserlasten aufpassen.

Dann ging der Herr Ingenieur mit sich selber zu Rate und es erkannte, daß die Technik ein weitaufgehabtes Gebiet ist und Bezirke enthält, die sich dem Zugriff mit dem Rechenmeister entziehen, Bezirke, von denen man auf der Schule noch nicht einmal die Andeutung ihres Vorhandenseins bekommen hat. . .



MALBUNG: A. B. 19

Das Haus

Bauer

In der Frühe

Von Georg Schwarz

Morgenvöte, junger Tag,
Leuchtet meiner dunklen Kammer,
Nachtgesicht und Not und Jammer
Spüren den Erlösungsschlag.

Seele, die gebunden war,
Läßt den wickerverschlungenen Knoten
Lädt die Hoffnung, ihren Boden,
Auf ein Vogelschwingenpaar.

Tag der Arbeit

A. Loidl



*Solange sich die Räder dreh'n — bleibt Reich und Staat und Volk besteh'n,
drum reget euch mit Hirn und Hand — zum Segen für das Vaterland.*



Der ewige Matrose

Von Herbert Leibhounds

Illustriert von Rubey

Peter Köhler, seit zwanzig Jahren Vollmatrose, ohne große Ausflüchten, so jenseits in der Ceejahst zu etwas zu bringen, schändete den Kirchpauerkai entlang und piffte vor sich hin. Es war eine Melodie, deren Text einer Oberrechnungsgedächtnis aus Kinkelobühl bestimmt die heilige Schamröte ins Gesichts treiben würde. Peter jedoch, der Bläuliche, wusste weder etwas von Schamröte noch von Oberrechnungsrätinnen und gab daher das Pfeifen auf, um abwechselungshalber die Worte zu singen, damit auch alles Schöne an seinem Lied richtig zur Geltung käme. Das die Hafenarbeiter, die bei den Schuppenanlagen beschäftigt waren, hinter ihm hergingen, störte nicht im geringsten seine gebobene Stimmung.

Die Treppe zum Häbeldampferponton sprang er, immer zwei Stufen auf einmal, polternd hinunter, legte dann die Hände in Trichterform vor den Mund und rief mit mächtiger Stimme über das Wasser: „Margarete, abho!“

Von jenem Dampfer, dem der Ruf galt, löste sich ein Boot, das der Wachmann mit bedächtigen Armenschwingen mäßig der Anlegestelle entgegenbrachte. Dort angekommen, stieg Peter ein, setzte sich auf die Bootsbank und ließ sich zum Schiff hinüberfahren.

„Alles in Butter?“ fragte der Mann am Riesen.

„Karl!“ fauchte Peter, streckte die Beine lang aus und lachte breit. „Ich hab' abgemustert, gleich meine Heuer vom Vairo geholt und brauch' jetzt bloß noch meine Klamotten zu packen. Dann hau ich ab!“

„Nana“, meinte der andere, „wenn man alles gut geht...“

Peter setzte eine ungeheuer selbstsichere Miene auf. „Naassel nicht lange, Hannes! Wird schon gut gehn. In vier Wochen beiteate ich die Jenny — und sitz in meinen eignen Laden. Als Janste isf' nichts mehr zu holen. Schieb an Ceejahst!“

Sie erreichten die „Margarete“ und kletterten über die Estrickleiter an Bord. Ihre Schritte knallten laut auf die stählernen Deckplatten.

Im Logis wurde Peter mit großem Hallo empfangen. Die nicht abgemusterten Kameraden umzingelten ihn lärmend und schütteten ihre Epässe und Anzüglichkeiten über den Heiratstaxidaten aus, die wiederum einer Oberrechnungsgedächtnis Anlaß gegeben hätten, ihrer Schamröte freien Lauf zu lassen.

Peter aber winkte gleichmütig ab und stopfte Stück für Stück seiner Häbelsigkeiten in den Ceejahst. Als er damit fertig war, zog er aus der großmächtigen Brusttasche eine imponierende Schnapsflasche aus Licht, äugelte verliebt damit und stellte sie — bah! — mitten auf die Bank. So war Peter nun mal!

„Jetzt wird noch einer verblödet“, sagte er gemisericisch, „und dann, Kinnings —: ab durch die Mittel!“

Zweimal ging die Flasche reibum von Mund zu Mund. Für eine dritte Runde wollte der Inhalt nicht reichen.

„Schade!“ gluckste Hannes und wischte sich die Lippen.

„Wat heißt hier schade, old Whisky-Hannes?“ grinste Peter und langte in die andere großmächtige Brusttasche. „Wenn ihr Schnaps-tramps meint, Peter läßt sich lumpen, dann habt ihr eine gottsvoredamnt niederrichtige Meinung von mir!“ — Sprach's und stellte eine zweite Flasche auf den Tisch. Das war wieder mal ganz Peter Köhler!

Als dann auch diese Flasche ihr Leben ausgehaucht hatte, schulterte er den Ceejahst und stapfte hinaus. Die ganze Crew folgte ihm jubelnd. Bei der Estrickleiter warf Peter seinen Ceejahst über Bord, so haarscharf gezielt, daß er mitten im Boot landete und der Kahn ob dieser unerhofften Last lustig Polka tanzte. Das Abschiednehmen ging kurz und schmerzlos vor sich: „By, by!“ und „Machs gut!“ und „Gib der Jenny Saures!“ — das waren so die Worte. Und die Versicherung: die ganze Crew würde natürlich ihren Bedarf an Kautschuken vor jeder Reize



in Peters künftigen Zigarrenladen kaufen, suchte er als erstes kaufmännisches Verdienst auf sein Konto.

Peter hatte die Jenny geheiratet. Vor zwei Wochen war die Hochzeit vom Stapel gelaufen. Und noch drei Tage nachher hatte der frischgekaupte Chemann und Zigarrenladensüßher einen Zuntz, der nicht von Pappe war. Aber, wie gesagt: so war Peter nun mal!

Was soll man groß von Jenny sagen? — Sie war ründlich, klein von Gestalt, mit Pausbäden und giftig blondem Pubistopf gefeynet, reich mit dem Vort und — nicht zu vergessen: ehemalige Witwe, Peter konnte man freinetwegs ihre erste Liebe nennen. Das aber beruhte auf Gegenseitigkeit.

Der Laden des Ehepaars wohnte lag in einer Nebenstraße der Hafengegend. Nicht eben üppig — immerhin: man konnte zufrieden sein. Allelei Seemannswoll ging ein und aus, allerlei alte und junge Weiber zweifelhafter Herkunft kauften hier ein und viele Hafenarbeiter.

Die Casse ließ sich recht gut an. Jenny umbotge ihren Ehebetern vorne und hinten, nannte ihn „Schmud“ oder „Petertli“ (was aber Peter, offen gesagt, nicht gern hörte), kochte und brütet ihm seine Leibs- und Magenrichte und hielt vorerst ihre rauche Junge im Zaum. Peter indes stand hinter dem Ladentisch, wo er sich allerdings ausnahm, als hätte ihn eine Bö mit Windstärke 11 zufällig dahin verschlagen, verkaufte „Sechs Juwo“ oder „Zwei leichte Zigar'n zu'n Groschen oder „Ein Paket Winkfäner“ oder sonst irgendein rauchbares Zenselkraut, machte mit diesen und jenem Kunden seinen kleinen Rederten und — kassierte. Das Kassieren brachte ihm noch den meisten Spaß. Wenn das Geld ordentlich klümperte, bekam er sogar (Wort sei's atz!l!) lebensnimmige und unmerksliche Anwandlungen. Er sah im Geiste ganze Schenksalereien und eine fruchtfröhliche Seemannskrew in der Philadelphia-Bar ... Doch, wir wissen es ja: so war Peter nun mal! —

Die Zeit verging. Und mit dem Ablauf der Zeit fand auch Jenny allmählich ihre spöhe Junge wieder. Das warste man Peter ganz und gar nicht. Von wegen: ihm befehlen und Vorschriften machen — oho! — da war er auch noch mit dabei! Das gab dann, wie man sich denken kann, ebenso heftige wie komische Auseinandersetzungen, die noch regelmäßig damit endeten, daß Peter in die Ladentafel greift, eine Handvoll Geld an sich nahm, die Mütze überstülpte und abtrudelte. Nachts wankte er dann blau — wie man hierzulande sagt — den ehelichen Schlafzimmern entgegen. Der Abschlus — große Schimpferei, Heulen, deutliche und englische Klischee in reizender Folge, wider Heulen, endliche Veröhnung und — Verbang!

Ja! Die Zeit verging... Und der Ehe, stellte sich heraus, war Peter auf die Dauer nicht gewachsen. —

Eines Tages kam Peter zu Jenny in die Küche. „Du“, sagte er, die „Margarete“ ist wieder da...“

„Na, und?“ fragte sie böse.

„Da muß ich meine Leute mal wiedersehen. Das verlangt schon das Geschäft! Wenn die Crew bei uns kaufen soll, muß man auch kaufmännisch denken, Jenny. Mal ein trinken, 'ne Kunde ausgehen und so...“

Nun aber hätte man Jenny mal sehen sollen, wie sie die Bratpfanne auf den Herd knallte, die beiden Arme in die Hüften stemmt, ihren pudelgleichen Kopf vorrechte und kreischte: „Ha! Schönes Geschäft! Kaufen willst wieder! Weiter nicht. Wat die dir bringen, bringste viermal wieder weg! Ich kenn die doch gemiernd... Und überhaupt: wat gehst die mein Geschäft an? Janow! Kitz man nich so dussel! Mein Geschäft! Du hast die da bloß reingeführt, reißt die große Klappe auf und janz den ganzen Verdienst durch die Kehle. Daß ich Trampel auch grad die genommen hab, wo da so viele Männer auf mir scharf watel! Wat bist überhaupt, hä? Coll ich sagen, wat du bist? Coll ich die erst unter die Nase reiben, wat du für ein ganz gemeiner, bergelaufener...“

Peter hatte genug. Nein, er tat der Jenny nichts. Nö! Das wäre ihm selber zu dumm vorgekommen. Er hob sie einfach mit seinen kräftigen Armen hoch, so daß Jenny gar nicht mehr dazu kam, ihm unter die Nase zu reiben, was er nun eigentlich wollte, ließ sie eine Weile gehörig zappeln und setzte sie dann — plumps! — auf den Küchentisch, daß die



Teller und Tassen nur so klapperten. Als er das vollbracht hatte, lachte er freundlich und sagte: „Co, Jenny! Da bleibst du jetzt 'ne Viertelstunde sitzen und mußt dich nicht!“

Jenny mußte sich nicht. Ihre waren längst Sprache und Sprude weggeblieben. Peter derbte sich auf den Haken um, ging in den Laden, schüttete den Inhalt der Kasse in einen Pappkarton, kermte die Schachtel greifend unter den Arm und machte sich auf den Weg in die Philadelphia-Bar. Dort, wo die alten Kameraden der „Margarete“ längst versammelt waren, wurden Peter und seine Schachtel himmelhoch gefeiert, indes Jenny auf dem häuslichen Küchentisch nicht eine Viertelstunde, sondern eine ganze Stunde hotte, alle Männer der Welt verfluchte und ihren Kunden Kullertraugen aus dem kleinen Ehezwirnsaagen ungehemmten Lauf ließ... —

Nach drei Tagen kam Peter wieder an. Zwar enthielt die Pappschachtel, die er wieder mitbrachte, keinen Pfennig mehr, war aber dafür von der ganzen Crew der „Margarete“ mit schönen Grüßen und Kaudbemerkungen für Jenny vollgekrigelt worden. Und Jenny, die inzwischen gelernt hatte, daß nicht gut Klischenessen mit Peter ist, sagte keinen Ton, als er ins Schlafzimmer ging, seinen Seesack unter'm Bett hervorgeholt und zu putzen begann.

Auch Peter war fröhlich und sprach beinahe zärtlich zu ihr. „Siehste, Jenny: das mit dem Zigarrenladen ist ja doch nichts für mich. Ich geh wieder an Bord, und morgen gehn fähr die „Margarete“ raus. In die Levante. Dann hast du dein Laden wieder für dich allein, und wie ich nun bloß alle paar Monat mal. Das ist für uns alle beide besser. 'n Ehebett ist ja kein Steamer, nich? Und unsere Badewanne keine See. Das hab ich schon lange raus. Und weißt du, Jenny?“ — Peter schnürte den Seesack zu — „wenn ich dann wiederkomm, haben wir beide mehr voneinander.“

Jenny sagte noch immer keinen Ton, sondern heulte bloß. Als Peter aber die Mütze aufsetzte und den Seesack über die Schulter warf, trocknete sie ihre Tränen ab, langte in den Kledersack und strecte ihm einen Zwanzigmarkstücken zu. „Co, Peter, denn reiß' man los. Und ich wart denn auf dir...“

Amvontags stand Jenny unten an den Landungsbrücken und wintete der ausfahrenden „Margarete“ mit einem eisigen Abschiedswink nach. Der Laden hatte sie einfach abgeschlossen; denn ein Abschiedswinkentein glaubte sie Peter schuldig zu sein, auch wenn er, wie sie oben Orell dachte, ein unverbesserlicher Dummker war. Und die ganze Crew, die auf dem Absteck der bei Arbeit war, schrie jostend über das Wasser: „Ahoi! Jenny, ahoi!“

Die Erleichterung

Der alte Bauer stand vor dem Popen. „Nichts für ungut, Väterchen, Gott soll mir verzeihen, aber ich kann nicht mehr weiter. Du mußt mir helfen.“

Der Pape war einen demüthigen Blick gegen den Himmel. Die kleinen Bauern waren alle arm und es war kein Wunder, wenn einer, der gar nicht mehr ein und aus wusste, in seiner Noth zum ihn kam. Hilfe war so einfach — er hätte nur jedem Geld geben müssen und allen wäre geholfen gewesen. Aber eben: Geld — das war es ja! Er war selbst kaum reicher als die Bauern.

„Ich kann dir nicht helfen, Pjote“, sagte er nach einer Weile, „jeder muß sich selbst helfen,

dann wird auch Gott ihm bestehen.“ Das hülflose Gesicht des Bauern rührte ihn. „Vielleicht kann ich dir mit meinem Rat dienen.“

„Kannst du mein Haus, Väterchen?“

Mein Gott — Hans! Was für ein Ausdruck für die halbverfallene Hütte, deren einziger Raum Küche und Stube zugleich war.

„Es ist nicht mehr auszuhalten“, fuhr Pjote fort. „Es war ja immer arg. Die Frau, der Bruder, meine Mutter, zwei Töchter und der Sohn... aber jetzt hat Jha ebendrin geheiratet.“

Die Frau, das ginge noch — aber, mein Gott, Väterchen, sie wird bald ein Kind bekommen und, wenn Gott es so schickt, können es sogar Zwillinge sein oder Dilllinge. Ich muß für die Entkinder Platz schaffen. Es gäbe ja ein so einfaches Mittel: man baut an. Aber wie — ohne Geld? Du bist ein weiser Mann, Väterchen. Weisheit du Rat? Man kann

jetzt schon nicht mehr gehen in der Hütte, ohne jemandem anzustößeln, bald wird man auch nicht mehr sitzen oder liegen können.“

Der Pape stand auf. „Ob ruhig sein, Pjote, und nimm das Schwein aus dem Stall und richte ihm eine Ecke in der Hütte, wo es schlafen soll.“

Der Bauer glaubte nicht recht gehört zu haben. „Das Schwein?“

„Dat es etwa Ferkel, die du nicht trennen kannst von ihm? Gut, dann nimm eben auch die Ferkel mit.“

Pjote ging topfschüttelnd nach Hause, aber er hatte Ehrfurcht vor dem Popen und besahete seinen Rat. Doch, als er ihn nach einigen Tagen traf, war er sich vor ihm auf die Knie.

„Väterchen“, rief er, „nun ist es ganz arg. Das Schwein grunzt unanständig aus dem Schlaf und die Ferkel sind unruhig und laufen über unsere Höcker, während wir liegen. Keiner von uns hat seither ein Auge zugezuckt.“

„Nimm auch die Kuh in die Stube“, sagte der Pape kurz und ging weiter.

Pjote begann nicht nur an der Weisheit, sogar an Verstande des Popen zu zweifeln. Aber, wenn man Rat verlangt, so muß man ihn auch befolgen.

Nach einer Woche sah ihn der Pape mit allen Anzeichen der Verzweiflung auf sein Haus zulaufen. „Ich weiß, was du sagen willst: die Kuh nimmt auch den letzten Platz in der Hütte. Nicht wahr? Sperre den Hund und die Hühner aus dem Hof zu euch. Du wirst sehen, das hilft.“

„Väterchen“, sagte der Bauer anderen Tages, „ich weiß, es kommt nie nicht zu, an deinem Rate zu zweifeln. Aber hör' mich doch an: vielleicht habe ich dich nicht richtig verstanden und irgend etwas schlecht gemacht. Meine Frau und ich haben die letzte Nacht sitzend auf dem Herdstein zugebracht, sonst war kein anderer Platz. So kannst du das nicht gemeint haben!“

„Aber Pjote“, sagte der Pape lächelnd, „das ist doch ganz einfach. Wirf eben den Hund und die Hühner hinaus. Dann wird es schon gehen.“

„Nun“, fragte er ihn, als er nach einiger Zeit wieder an der Hütte vorbeikam, „mußt du noch immer auf dem Herd sitzen, wenn ihr schlafen wollt?“

Pjote sah ehefürchtig zu dem Popen auf. „Keinewegs, Väterchen, keinewegs. Es geht alles gut. Seit Hund und Hühner draußen sind, merkt man schon eine Erleichterung. Nur die Ferkel sind so unruhig und mach'n Lärm.“

„Wenn es sonst nichts ist“, meinte der Pape, „die Ferkel sind doch jetzt schon groß. Geh' sie einjauh in den Kofen.“ Er wandte sich zum Gehen. „Und wenn dann die Schwiegermutter vor der Niederkunft ist und du für dein Entlein Platz brauchst, gibst du eben auch die Kuh und das Schwein in den Stall.“

Ehreviertelig küßte Pjote den Popen die Hand.

„Du bist wirklich ein weiser Mann, Väterchen“, sagte Pjote später bei Laufe. „Wir sind jetzt um eines mehr al... r und trotzdem, seit Kuh und Schwein aus der Hütte sind, haben wir so viel Raum...“



Max F. Bevern

Unter den jüngeren Lyrikern dieser Stadt ist uns Max F. Bevern aufgefallen. Wenn die große Innigkeit in der Darstellung seiner Visionen bisweilen noch durch die entbehrlichen Merkmale einer etwas literatenhaft anmutenden Artistik beeinträchtigt wird, so wollen wir hoffen, daß der im Grunde hochbegabte Dichter eines Tages die Unwichtigkeit spielerischen Wortgepräges erkennen lernt und auf die Anwendung desselben verzichten kann.

Beverns Bemühen, das Gedicht in den Spiegel jener Einfalt zu stellen, die eine angeborene Tugend sein muß, um nicht als unecht empfunden zu werden, beweist, daß sich der Dichter des rechten Weges wohl bewußt ist. In der Hoffnung, durch diese ehrliche Kritik — die dem fördernden Willen der „Jugend“ entspringt — einen jungen, befähigten Menschen dem Ohr der Öffentlichkeit näher gebracht zu haben, verweisen wir auf die dieser Nummer beigegebenen Gedichte Max F. Beverns.

Für die Redaktion der „Jugend“
Arnold Weiß-Rüthel.

Gewitter

Himmel färbt sich schwarz wie Tinte,
Krachend hallt die Donnerflinte,
Feuert ziellos Schuß um Schuß,
Wind stampft wild einher im Tanze,
Laternend zuckt die Feuerlanze,
Klatschend strömt der Regenguß.

Rasch zerfällt die dunkle Feste,
Sonne dörrt die Wolkenreste,
Wind vertrallt sich, der Vagant,
In den Gärten noch ein Klopfen
Sprühendblanker Silbertropfen...
Früh gewaschen blüht das Land.

Frühlings Hochzeit

Da du wieder in deiner Jugend gekommen bist,
Lächelnder Gott, taute der Erde gefrorenes Leben,
Und sie umwand ihr verblühnes Kleid mit bräutlichem Grün!
Hold ist die Hochzeit von Frühling und Erde — und heimlich
wie Gott!

Sieh, wie ihre heiße Umarmung zu Blüten sich wandelt
Und der Hauch ihrer trunkenen Küsse zu duften beginnt!
Halten die Glücklichen Rast, und sehen sich an, wie junge
Verliebte, —

So liegt vor den freudigen Blicken das künftig reisende Land: —
Früchtig thronet der stimmende Sommer im Kranz der
goldenen Ähren,
Und das Singen des Volkes umzieht die Herzen der Liebenden
sanft.

Dahinter, nach dem Feste der Ernte, entleuchtet im farbigen
Wirbel
Die Welt; — alle die zärtlichen Küsse sind Trauben geworden,
Darinnen die Süße der lenzlichen Tage nachfeiernd erglüht!
Dir, weckender Frühling, der größere Ruhm und der tiefere
Dank!

Schenkend neigte die Erde sich dar, doch als Wartende nur.
Du kamest aber als Liebe im Lichte, gleich dem erlösenden Gott,
Und hobest den Keim aus dem Dunkel und alles Werden
aus Nacht!

Und je öfter du neigst dein sonniges Antlitz,
Desto reicher beschenkst dich deine liebliche Braut, die
blühende Erde.
Mit gebreite, o Armen begrüß ich dein Kommen, o Frühling,
Geliebter!

Denn die eine Ahnung erkennt dich als tröstliches Bild:
Fällt das vergliche unseres Leibes dem Tode anheim, —
So nahet das Licht aller Liebe und führt die Seelen hinaus,
Wo das Unsterbliche ewig in Lenze beheimatet ist!



M. F. Bevern

Anton Leidi

Verschmierter Dorf-Friedhof

Die schmalen Hügel öd und schneeverschleht,
Windschiefe Kreuze, die erfroren scheinen.
In Topf und Scherben dürres Blatzeug steht.
Erstarre Hauben schlummern auf den Steinen.

Und Kranz und Büschel, welk und farbenlot,
Verblüht'ne Schriften, lose Namensbleche,
Verlaß'nes trauerl in verpuppeter Not,
Wie Überbleibsel einer kargen Zeche.

Die Alten

Sie sind so fein wie seidendünne Gläser,
Die man in dunkelnden Vitriolen wahr,
Die ihre Schöpfer, kunsterfahr'ne Bläser,
Mit sachttem Odem formten, leicht und zart.

Und so wie diese beim Berühren tönen,
Gleich einer Saite, die nicht sichtbar ist, —
Die ihre Schöpfer, kunstferne verschöner,
Da oft ihr Lächeln Zeit und Ort vergift.

Und blank wie jene — sind auch sie
geworden,
Und auch so kostbar, abseits, still und alt.
Sie lauschen tief, als sei ein Laut

geworden,
Ein weiter Ruf aus abendlichem Wald.

Sie haben alles längst aus sich gerissen,
Was nützlich, böse und vergiftet war;
Nun weist sie Leuchten von verborgnem
Wissen
Durchs dunkle Tal zu fernem Lichtaltar.

Hochherzig

„Sind Sie nicht auch, daß Fräulein Edith wirklich mit Gefühl singt?“

„Aber hören Sie auf! Wenn sie Gefühl hätte, würde sie überhaupt nicht singen.“

Seine Uhr

Karlchen: „Mutti — ich habe schon so großen Hunger.“

Mutti: „Mußt noch ein klein wenig warten, Karlchen — es ist ja erst halb zwölf Uhr.“

Karlchen: „So — erst halb zwölf Uhr — da muß mein Bauch doch gehen.“

In die Enge getrieben

„Der Staatsanwalt hatte mich bereits ge-
waltig in die Enge getrieben...“, gestiftete
Luise spannende Erzählung im Bouffonisteller.
Er wollte fortjahren, da sprach eine Jomere
Etimme: „... aber auch diese nahen nach vier-
zehn Monaten ein Ende.“ F. S.

Im Eifer

Heimatvermittler: „Reich ist sie für zwei,
schön ist sie für zwei, hässlich ist sie für
zwei...“

Kandidat: „Und wie alt?“

Heimatvermittler: „Auch für zwei.“

Wo nichts ist...

„Ich glaube nur das, was ich mit meinem
Verstand begreifen kann!“

„Dann glaubst du also gar nichts!“

Kunze Mochenschau

in Dreckfühlern

Verlog und Reaktion haben den Panich,
dem Leder allwöchentlich mit einer krassen
Wekschneise das gedammte Zeigeföhen
und Leben von heute nahebringen. In
besten Ektunde geschieden, werden diese
Zeilen gleich in die Maschinenschrift ge-
geben und dann, ohne daß ein Konkretes
benannt wird, noch rauchend abgedruckt.
Wir bitten alle Leser, über kleine Unge-
mäßigkeiten hinwegzugehen.

Jetzt, wo wir die Aprilschürze und das
Großbeinmaßchen haben über uns ergehen
lassen, pochen unsere Herzen schneller und
lauter als in der kalten Winterzeit. Wie die-
sen uns auf das Osterhöschen freuen und die
erwachende Notar genießen.

So ach draußen in der Welt. Malen ruft
den Jahrgang 1911 unter die Laffen. Die
Weltreise führt in der Röstungsfrage die
schweres Geschwäg auf, aber Japan erklärt
sich auf jeden Ueberfall gelüftet. England er-
innert sich munter an einen alten Grund-
satz und beschließt, für die Freiheit der See zu
dämpfen.

Lebensweise ist die Weltwirtschaft der
Westerpreise nicht erlegen — was zu bemerken
war! Amerika arbeitet weiter an der Befreiung
der landwirtschaftlichen Produktion! Aber
das Landwirtschaftsministerium erklärt, daß es nicht

für alle notwendigen Maßnahmen kompetent
ist. Aber auch die anderen Ministerien sind
kompetent.

Eine liebliche Frühlingssonne schneit arm
über diese Welt. Die Biegel singen. Die Mäher
schießen. In allen Schwaunfäden blühen die
Maiglückchen. Nun können auch die Wäde-
anfalten bald geöffnet werden. In diesem
Sommer muß es wahr werden: Jeder Deutsche
ein Schlämmer — jeder Schlämmer ein Bettler!

Wer noch keinen Schlämmer hat, der ist
überhaupt nicht richtig gesund. Ärztliche Kapuzen
empfehlen in solchen Fällen besonders
Eis und Motorräder. Dirks Paulsen

Freundinnen

„Meinetwegen hat sich schon ein Mann das
Leben genommen!“

„Du wolltest ihn wohl zu einer Ehe mit
die zwingen?“

Ohne Gewähr

Den Reporter des „Matin“ ist es jetzt
gelungen, einwandfrei festzustellen, daß Deutsch-
land bis an die Zähne bewaffnet ist und Mann,
Weib und Kind sein zerlegbares Gewehr in der
Lafete hat. Eine einzige Ausnahme macht nur
der Rundfunkprediger, der die neuesten Ergeb-
nisse der Klassenlotterie verkündet. Denn er
muß eigene betonen: Diese Mitteilung geschieht
ohne Gewähr.

Brüder
und
Schwestern
der
Jugend

DIE JUNGEN ANZEIGE

KUNSTPOSTKARTEN

in vorzüglichem Vierfarbdruck nach
Bildwiedergaben aus der „Jugend“
liefern wir 20 Stk. für 90 Pfg., die ganze
Serie von 170 Stk. für RM. 6.— franko
G. HIRTH VERLAG AG.
München 2 NO — Herrnstraße 10



LAFONTAINES

Ergötzliche Geschichten

mit 12 Kupfern nach Charles Eisen
sind im unterzeichneten Verlag
in einer vorzüglich aus-
gestatteten Ausgabe zum Preise
von RM. 2.75 erschienen.
Zu beziehen durch den Buch-
handel oder durch den Verlag
G. HIRTH VERLAG AG.
MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

Zur Anfertigung
jeder Art

Drucksachen

empfiehlt sich
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Wer kauft
schafft
Arbeit!

Inserieren bringt Gewinn!

BESPRECHUNGEN IHRER ARBEIT

ABTEILUNG: KUNST
MUSIK — THEATER — FILM



ADOLF SCHUSTERMANN
ZEITUNGS-AUSSCHNITTE
FERNRUUF: P 7 JANNOWITZ SAMMEL-NR. 518

20 verschiedene Kunstpostkarten

für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Jede Nummer der „JUGEND“ wird von
ca. 50 000 Menschen gelesen.

Darum inseriere!

Leset den Sportfischer

die vorzüglich aus-
gestattete Fachzei-
schrift.
Halbjahrespreis 3 M.

Floßbergsport-Verlag
Dr. Hans Schindler
München NW 2
Karlstraße 44

Ein ergötzliches Bilderbuch

ist der Kunstblätter-Katalog der „Jugend“ mit
über 1000 verkleinerten Abbildungen der in Mä-
rchen von Eschenlauer als Wandbildern ver-
breiteten Vierfarbdrucke. Preis ohne Porto
RM. 2.75. Bestellungen durch den Buch-
handel oder den unterzeichneten Verlag
G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

ALS BLATT DER KUNST
des Witzes und der Tugend
ist auf der ganzen Welt
BEKANNT DIE „JUGEND“

LEST DIE „JUGEND“

Ein Buch fürs Leben
ist: KREMPELHUBER

Für stille Stunden

Die gewunde und praktische Lebensweisheit nach gemein-
samem Erkenntnis der Philosophie von Aeternum bis
zur Gegenwart. 450 Seiten in Ganzleinen gebunden mit
RM. 2.85 postfrei 40 Pfg. für Porto. Zu haben in
den Buchhandlungen oder beim unterzeichneten Verlag
G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN, HERRNSTR. 10

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“



soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden...„Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/2 jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,
Fischerel-Buch- u. Kunsthandlung
München NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 596160**

Prager Kleinigkeiten

Von Ernst Machek

I.

In Coehla, dem ehemaligen tschechoslowakischen Ministerpräsidenten, kam einmal der Herausgeber einer kleinen Zeitung und klagte sein Leid. „Über kurz oder lang werde ich bestimmt gezwungen sein, das Erscheinen meines Blattes einzustellen“, jammerte er. „Fast jeder Bauer hat bereits einen Radiosapparat, und da hört er die Marktpreise, den Wetterbericht und die wichtigsten Tagesereignisse. Wer, sagen Sie mir, wie da noch meine Zeitung abonnieren?!“ Darauf Coehla dem unglücklichen Zeitungsmann auf die Schulter klopfte und meinte: „Haben Sie keine Angst, guter Freund, die Leute werden Ihrem Blatt nach wie vor die Treue halten; denn die Antennen können sie nicht in vier Teile schneiden und aufs Klefett hinhängen!“

II.

Der kürzlich verlebene Prager Rechtsanwalt Dr. Neach fuhr einmal in einer dienstlichen Angelegenheit nach der Hauptstadt Englands. Einmal in London, wollte er die günstige Gelegenheit, einen der ob ihrer Qualität berühmten englischen Jolinderhüte zu erstehen, natürlich nicht ungenutzt lassen. Er kaufte sich also eine „Angstöhre“ (wie der humorvolle Wiener zu sagen pflegt), und als er auf der Rückreise nach Prag die Grenze des Heimatlandes wieder überschritt, war es für ihn, den Anwalt des Rechtes, selbstverständlich, daß er bei der Zollrevision nach seiner Hutfachtel langte, um der Pflicht Genüge zu leisten. Der Zollbeamte nahm nun die feierliche Kopfbekleidung, besauste sie eingehend und gab sie ihrem Eigentümer mit der Bemerkung „Jollfrei!“ wieder zurück, indem er gleichzeitig auf eine im Futter des Jolinders angebrachte kleine Fabrikmarke wies, auf welcher der verwunderte Anwalt zu seiner Überraschung las: „Made in Czechoslovakia, Hütl & Co., Neutitschein.“

III.

Auf einer Bahnstation in der Nähe Prags wurde aus einem Güterwagen ein Waggon anstangiert, in welchem sich, laut der an der Waggenie angebrachte Deklaration, Fische befanden. Entsprechend der Vorschrift, nach der Fischsendungen an heißen Tagen ständig verschoben werden müssen, um das Wasser in den Fischbehältern in Bewegung zu erhalten, übergab der diensttuende Beamte den Waggon einem Lokomotivführer zur weiteren Anstehandlung. Eine ganze lange Nacht wurde nun der Waggon hin und her verschoben, und erst anderntags entdeckte man, daß der zwölf Stunden hindurch in Bewegung gehaltene Güterwagen nicht lebende Fische, sondern — Cardinenbühnen enthält.

Der müde Mann

Toni Bichi



Um 8 Uhr



Um 10 Uhr



Um 12 Uhr

Berliner Kunst in München

Neue Pinakothek

10—17 Uhr

Eintritt 50 Pfennig

15. März bis 5. Mai

Neu!

DEINE KAMERA GEHT GELD VERDIENEN

Ihre fotografischen Aufnahmen sind Geld wert! Wollen Sie das nicht ausnutzen?

Auf der ganzen Welt geht es Absatzquellen für Ihre Fotos. Und viele Foto-Amateure verdienen sich monatlich Geld, indem sie ihre Aufnahmen den Interessierten anbieten.

Das Buch „Deine Kamera geht Geld verdienen“ sagt Ihnen, wie Sie Ihre Fotos am besten verwerten, und bringt Ihnen vor allem wichtiges Adressenmaterial, wo gute Aussichten bestehen.

Sie erhalten das Buch für 75 Pfennige durch jede Buch- und Fotohandlung oder direkt vom Verlag. Die kleine Ausgabe macht sich bald tausendfach bezahlt!

Unsere weiteren Bücher für den Foto-Amateur:

RICHTIGES ENTWICKELN, das Buch für jeden, der seine Aufnahmen selbst entwickelt oder es lernen will, von Gerhard Isert. Preis 1 Mark.

PANCHROMATISCHE FOTOGRAFIE, das Buch des modernen Fotoamateurs, von Gerhard Isert. Preis 45 Pfg.

G. HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

Agenturen in: Bloemendal, Bidaupet, Haida, St. Gallen, Paris, Wien, Zagreb.



Die Kunst des Advokaten

Der berühmte englische Schauspieler und Theaterdirektor Sir Henry Irving sollte bei einer Strafverhandlung wegen Körperverletzung als Zeuge ausfallen. „Am wieviel Uhr ereignete sich die Kauferei?“ fragte der Anwalt des Beschuldigten.

„Nun, ich denke, so um ...“, begann Irving, nur um auf der Stelle von dem weiblichen Verteidiger mit den Worten unterbrochen zu werden: „Was Sie sich denken, interessiert uns hier nicht!“

„Sie wollen also nicht wissen, was ich denke?“ fragte nachsichtig lächelnd der große Menschenadvokat.

„Nein!“ erwiderte der Advokat.

„Nun“, antwortete Sir Henry, „dann wird es leider mit meiner Zurechnung nichts werden. Ich kann nämlich nicht reden ohne zu denken. Ich bin kein Rechtsanwalt.“

L. K.

Schöne
weiße Zähne

Chlorodont

Die Leghenne

Das ereignete sich auf der Wiener Frühjahrsmesse.

Freies Gelände.

Abteilung: Hausierer und Wesflügelbau.

Steht eine Dame mit dem sie begleitenden Hausierer vor einer Hühnerstange, betrachtet neugierig die sich anpflüsternde Henne und laufst den überhörschwänglichen Vorkaufungen der ländlichen Verkäuferin.

„D mei, gnä Frau, wann E a Willek hab'n mit an Kartel, wachser gibt's ja nix schöneres als a so a Henderl... Jawoi... A so a fleißige Vegetin, als wia des vane is, a solchene mauch ma schon juachen!... Jeden Tag oa Eierl oder goor manniagonal zwool... Und so große Eier — und an Doster — an Doster — gelb wie a Caffran... Jessa na — a Freud is, fömli a Freud — a so a Henn... So vane, wia des vane is, de finden E nimmermehr — des is a seltene Kaff — a ganz a seltene.“

Die Dame entschließt sich und kauft die Henne, das Dienstmädchen nimmt die Weltmeisterin im Eierlegen unter den Arm und eine Minute später kommt die Dame eilends wieder zu dem Stand zurück.

„Liebe Frau“, sagt sie atemlos, „Sie haben ja vergessen, mir eine Gebrauchsanweisung mitzugeben!“

H. K. B.

Rubey



„Sagen Sie, mein Herr! Sie haben da ein Bild von Rubens. Daran steht: Zwanzig Mark.“ Ist das nun ein Original oder eine Kopie?“



Manfred Sturmarm: Wunder der Erde. (Hesse & Becker Verlag, Leipzig.)

Der Anklang des Titels dieses Gedichtbandes an Hansjans gewaltigen „Sagen der Erde“ ist nicht von ungefähr. Aus einem innigen Naturgefühl heraus sind diese Verse gewachsen. Sie sprechen vom Baum, vom Morgen, vom Sturm und von der Heimat. Sie folgen dem Kreise des Jahres vom sanften Tag des rauschenden Frühlings bis in die weiße Stille des Winters hinein. Eine zärtliche und warme Melodie tönt aus der Sprache, die, ohne Zwang und ohne Anlehnung, doch aus den großen und unerschöpflich tiefen Quellen unserer klassischen deutschen Lyrik stammt. Gewiß, in diesem Sinne sind Sprache und Bilder Sturmarms nicht neu. In den besten Gedichten aber dieser der Welt geöffneten und zugewandten Sammlung schwingt die klare, schlichte und edle Ruhe des der Erde Verwurzelten. „Darum sollst du geduldig sein wie der Boden, Der auf den Samen harret. Siehe, dann wird deine Hand nicht mehr schwer sein. In der Flucht deiner Tage, lächelnd blickst du herab in die Tiefe, doch über dir bleibt Gottes Gestirn.“ So steht der Dichter zwischen Himmel und Erde, fest und vertrauensvoll dem inneren Gesetz, so entdeckt er immer wieder den Morgen, Tag, Abend und Nacht, und auf einmal sind auch die Gestalten des Buches lebendig: Stiedler und Büchsenmacher, ein alter Bauer oder eine Vierzehnjährige. Und wer mit offenen Sinnen dieses Buch liest, der wird sich voll Staunens plötzlich ganz nahe vor den uralten und ewigen und immer neuen Wandern der Erde finden. **H. E. H.**

Josef Leitgeb: Musik der Landschaft. (Verlag der Rabenpresse, Berlin.)

Dieser schmale Gedichtband von 57 Seiten, dessen ganz ungewöhnliche Selbstzucht der Auswahl schon für das hohe künstlerische Verantwortungsgefühl des Dichters spricht, enthält die reife Ernte von nicht weniger als 13 Jahren. Ohne Überschwenglichkeit ist festzustellen, daß diesem dunklen Leuchten, diesem Rauschen eines strahlenden Patios, diesem Wissen um Ende und ewige Wiedergeburt alles Irdischen heute kaum etwas Gleichwertiges zur Seite gestellt zu werden vermag. Eine tiefe, verzehrende Glut brennt in den Strophen. Die Bilder sind von einer unvergleichlichen Dichtigkeit und Schönheit. Die Melodie der Worte ist von ebenso schwerer, wie luftiger und heller Pracht und Saße. Bis zu Georg Trakl, dessen reiner und leidenschaftlicher Stimme die Leitgeb's nahekommt, ja die er mitunter an Klarheit vielleicht noch zu übertreffen scheint, muß man zurückgehen, um eine ähnliche Harmonie des Menschlichen und Übersinnlichen wiederzufinden. Der Dichter selbst weiß um diesen Ahnherrn, seinem Gedächtnis hat er eine seiner Elegien gewidmet. Ob die Gedichte im trunkenen Vorstürmen der Menschenseele daherrausen, wie in dem Zyklus „Ostern in Sirmone“, oder ob sie in „Ländlichen Terzinen“ verhalten glänzen, oder ob sie heute — die Zartheit der Idylle wagen, stets sind sie erfüllt und durchglüht von der Schönheit und der Gefahr des Jenseitigen und Übersinnlichen, die durch alle irdische Seligkeit hindurch strahlt und brennt: „Immer wird der Stern im Fenster stehn, immer werden wir das gleiche träumen. O, wie schwirrt der Herbstwind in den Bäumen! Einmal werden wir wie Laub verwehen. Werden wenn es dunkelt, niederwehen zu der warmen Erde und verwesen und, wenn sie das Obst zusammenlesen, in den Duft der Birnen abergeln. Und im lieben, frühherbstdunkeln Raum werden die schönen Winden lauschen, wie sie durch die Türkenäcker rauschen, alles tramm, auch ihren Traum.“ **Hans Graven**

Friedrich Georg Jünger: Gedichte. (Widerstands-Verlag, Berlin.)

Der Weg zu den Gedichten Jüngers ist weder leicht zu finden, noch ist er einfach zu begehen. Heroische Musik ertönt plötzlich, Fanfarentöne klingen auf. Aber dunkel rollt unsere Zeit auf uns herab, bereits in diesen Klängen. Tiefer Abnehmen voll, sprengt Zorn und Donner in geharnischter Sprache daher. Doch wie süß und melodisch vermag sich die herrliche deutsche Muttersprache dann in den Elegien dieses Dichters zu biegen, in den Gedichten vom „Garten“, von der „Iris“, der „Lilie“, der „Rose“. Mit gewaltiger Kraft und Gewalt, deren wir ungewohnt geworden sind, überströmt uns dieses Buch wie ein Ur-Strom. Das antike Versmaß der Strophen ist kein Kothurn und keine Amalbung. Es wird offenbar, daß nur dieses Metrum an dieser Stelle zu Recht

zu stehen vermag und wahrhaft organisch ist. Jüngers Gedichte sind keiner bekannten Lyrik unserer Zeit vergleichbar. Wie Leitgeb, steht er, nur auf dem anderen Pol der dichterischen Form und Erscheinung, allein da. Kehren wir aus dem ersten Tannel zurück, in den das Leben versetzte, dann fallen uns Klopstocks Gesänge ein, seine Oden, die dem Preise des Allmächtigen galten und die ebenso rauscht auf Donner und Blitz dahinziehen. Jedoch in Jünger ist das uralte Heidentum widerstandstun, die antiken Mythen werden zu besessener Natur, wie in Ossian und den Bardengesängen dem 18. Jahrhundert plötzlich wieder uralter nordischer Mythos aufzuleuchten schien, der mitrib und fortschwand, was vom Rationalismus überwuchert und geschwächt worden war. **H. G.**

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen **J. V. Brand.** Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf den Titel, farbigen Innenschilden und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner feierzeit in prächtiger Brechtung getraut sind. Einer von diesen ist der jetzt 60-jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anziehend erzählt.

Albin Henke Mc Leods Lebensweg

Eine wahre Geschichte

Preis in Ballonleinen RM. 3.—

Nicht was Hoff und Klatsch des Feindbundes zusammengetragen haben, sondern was Akten und Berichte von Augenzeugen — die Namen sind absichtlich geändert — dem Verfasser kundgaben, hat dieser im Jahre 1931 zu San Remo aufgeschrieben zur Erinnerung einer verdrängten Zeit, die während des Weltkrieges eine bedeutende Rolle spielt.

Heinz Feil Humour in Versen

Ein Vortragbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anprechtlosen Reimereien werden vor allem in Vereinstreffen bei besonderen Gelegenheiten, wo sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG. / München
Berrnstraße 10

Der Märchenerzähler

Erich Wilke



Ankunft



Schrecken



Enttäuschung



„Bei meiner Ankunft konnte ich mit knapper Not dem Oberfall eines mordlüsternen S.A.-Mannes entgehen“